»Ich fand mich nicht normal«

Welche Schuld trugen die Grenzsoldaten der DDR? Ein Text, der dazu vor zwei Wochen auf diesen Seiten erschien, ging mit ihnen hart ins Gericht. Nun erklärt sich hier einer, der früher selbst nahe dem Todesstreifen patrouillierte: Der Schriftsteller Lutz Rathenow



DIE ZEIT: Herr Rathenow, als 19-Jähriger wurden Sie Grenzsoldat der NVA, Sie patrouillierten zwischen der DDR und Bayern. Wie oft denken Sie noch an diese Zeit?

Lutz Rathenow: Immer wieder mal, die Armee war einschneidend. Wenn ich mich an diese Zeit erinnere, spüre ich diffuse Gefühle. Zwischen Scham und kühlem Interesse an meinem damaligen Verhalten. Als Jugendlicher war ich ein Linker, nicht auf DDR-Trip, eher wie die westdeutschen 68er. Kein Pazifist, mein Che-Guevara-Poster besorgte ich mir aus dem Westen. Mit jedem Tag im Dienst im heutigen Südthüringen wuchs mein Ekel vor dem System, das mich in diesen Dienst nötigte – und vor mir selbst. Die eineinhalb Jahre bei den Grenztruppen führten zu einer Abnabelung von dem Staat, das begriff ich jedoch erst später. Ich funktionierte schon.

ZEIT: Wie kam es, dass Sie Soldat wurden?

Rathenow: In der Schule gab es ständig Werbung für den Offiziersberuf, für das Berufssoldatendasein oder mindestens drei Jahre Unteroffizier. Da habe ich Nein gesagt. Es gab aber die Wehrpflicht, junge Männer mussten zum Militär. Man hätte Bausoldat werden oder gänzlich verweigern können, allerdings musste man dann mit harten Konsequenzen rechnen.

ZEIT: Schlimmstenfalls mit einer Haftstrafe.

Rathenow: Ja. Nicht zur Armee zu gehen, kam für mich nie infrage, es hätte bedeutet, nicht studieren zu können. Ich wollte kein Arbeiter werden, sondern »Ökonomische Kybernetik« studieren. Dieser Vorläufer der – nennen wir es Computerwissenschaft – wurde in der DDR später verboten. Ich ging jedenfalls zum Militär, um den Studienplatz nicht zu gefährden, da erlebte ich mich als Opportunisten.

ZEIT: Vor zwei Wochen ist auf diesen Seiten ein Text des Autors Roman Grafe erschienen, zu dem wir mehrere Zuschriften erhalten haben. Grafe geht darin hart mit früheren Grenzsoldaten ins Gericht. Welche Schuld trugen sie aus Ihrer Sicht?

Rathenow: Die Frage darf gestellt werden. Erst einmal muss man unterscheiden zwischen den vielen Wehrpflichtigen und denjenigen, die Offiziere oder Berufssoldaten geworden sind. Natürlich noch mehr zwischen denen, die tatsächlich geschossen haben, und jenen, die es nicht taten: die Gnade des nicht abgegebenen Schusses sozusagen. Verantwortlich waren alle, schuldig nicht.

ZEIT: Schuldig waren also nur diejenigen, die tatsächlich geschossen haben?

Rathenow: Schuldig ist einer für das, was er tut. Oder befiehlt. Oder nicht verhindert. Wir waren immer zu zweit an der Grenze unterwegs; besser gesagt im Wald, an die direkte Grenze ließ man uns nicht heran. Wenn mein Kamerad und ich während unseres Dienstes einen Flüchtigen gesehen hätten, was zum Glück nie geschah, wenn ich selbst nicht geschossen hätte, dafür mein Kollege neben mir – dann wäre ich mitschuldig geworden. Ich sehe es auch so: Wenn jemand einen anderen an der Grenze durchgelassen hat, wenn er nicht schoss, sondern zum Beispiel einen Defekt der Waffe vortäuschte, sollte man ihm das zugutehalten. Dafür hätte er bestraft werden können.

ZEIT: Heftig diskutiert wird bis heute auch darüber, ob man sich gegen den Dienst an der Grenze hätte wehren können. Wie war das bei Ihnen?

Rathenow: Bei der Musterung sagte man mir, dass ich für die Grenze vorgesehen sei. Da hätte ich mich als unzuverlässig präsentieren oder so tun können, als hätte ich eine Hemmung zu schießen. Ich habe das nicht getan, ich habe nicht Nein gesagt, nur Nein zu einem längeren Dienst bei der NVA. Der Grenzdienst war moralisch der problematischste in der DDR, ich hatte aber auch gehört, er sei bequemer als andere bei der Armee. Keine Eskaladierwand, kein hartes Militärtraining also. Kein Reservistendienst später, besseres Essen in der Kaserne. Und im Ernstfall, habe ich mir gesagt, schieße ich halt daneben. Insofern liegt in meinem Egoismus, bequemer durch die Armee zu kommen, wahrscheinlich die Quelle meines Selbstekels damals.

ZEIT: Man hört das immer wieder von ehemaligen DDR-Grenzern: dass sie sich vorgenommen hatten, im Zweifel danebenzuzielen.

Rathenow: Klar, haben viele gedacht. Sprechen darüber in der Kaserne ging nicht. Es gab auch andere Stimmungen. Ein Soldat sagte mal: »Ach, käme endlich mal ein Grenzverletzer, dann wäre hier wenigstens was los.« Ich erschrak. Würde ich in diese aggressive Gleichgültigkeit hineinwachsen?

ZEIT: Wie sah Ihr Alltag als Grenzer aus?

Rathenow: Vor den achtstündigen Wachdiensten – im Schichtwechsel, rund um die Uhr – gab es die sogenannte Vergatterung. Ein Ritual, das mit der Formulierung endete, Grenzverletzer seien zu »vernichten«. Manchmal blitzten Sätze auf: Wir dürften laut internationalen Standards auf Menschen unter 14 nicht schießen. »Wenn aber eine Zwölfjährige so stark geschminkt ist, dass sie älter aussieht, dann bleiben Sie schuldfrei.« Fand ich nicht normal. Ich fand mich nicht normal. Und ging wieder zu zweit in den Wald, zum Patrouillieren. Ich erinnere mich an einen heißen Tag, mein Kollege döste neben mir, wir lösten uns ab dabei, war natürlich illegal. Ich sah in die Waffe und überlegte: Wie würdest du dich erschießen? Hier an der Stirn? Doch den Lauf in den Mund? Ich hätte nur zum Kompaniechef gehen müssen, die Situation schildern: Ich wäre versetzt worden. Und der Studienplatz wäre weg gewesen. Psychisch war man am Ende, richtig frustriert.

ZEIT: Irgendwann, so schildern Sie es auch in Ihren Texten, fanden Sie die Kraft, sich innerlich aufzulehnen. Können Sie beschreiben, wie das kam?

Rathenow: In meiner Truppe war ich isoliert, ein Einzelgänger, der viel las und wenig Bier trank. Beim Militär bekam ich monatelang Urlaubssperre, ich führte Befehle zum Reinigen der Toilette nicht aus, was ich sonst noch getan habe, kriege ich nicht mehr zusammen. Nichts von besonderer Widerstandsqualität. An der Grenze plante ich sehnsüchtig für die Zeit nach der Armee. Und suchte Fluchtwege in der Literatur.

ZEIT: Wie hat sich das geäußert?

Rathenow: 1973, während der letzten drei Monate der Armeezeit, gründete ich den »Arbeitskreis Literatur und Lyrik Jena«. Briefe wanderten hin und her, ich schrieb an Schulfreunde, die an anderen Orten stationiert waren. So bekam ich Tipps und Texte von Dritten, suchte den Kontakt zu Literaten und Lyrikern, deren Gedichte ich kannte, meine waren in den Anthologien *Offene Fenster* schon veröffentlicht worden. Sofort nach der Armee trafen sich dann 15, 20 Leute wöchentlich bei mir auf dem Dachboden, aber das ist eine andere Geschichte.

ZEIT: Später wurden Sie als Bürgerrechtler in der DDR verfolgt. Sie durften Ihr Lehramtsstudium nicht abschließen und wurden zweimal verhaftet. War Ihr oppositionelles Engagement auch eine Art innere Wiedergutmachung dafür, der DDR gedient zu haben?

Rathenow: Die Verwandlung von Scham in Gegenwehr spielt sicher eine Rolle. Es ist das eine, am Küchentisch rein theoretische Diskussionen über eine Weltrevolution zu führen – oder jeden Tag die Waffe in die Hand zu nehmen und daran zu denken, wozu ich die jetzt habe. Ja, der Grenzdienst zwang mich dazu, mich verschärft mit dem Staat zu beschäftigen, in dem wir lebten. Im Grunde habe ich bei der Armee einen Realitätsschub bekommen.

ZEIT: Mussten Sie sich später, in Ihren oppositionellen Kreisen, eigentlich dafür rechtfertigen, Grenzsoldat gewesen zu sein? Haben Sie es vielleicht sogar verschwiegen?

Rathenow: Verschwiegen habe ich es nie, im Studium ging es ja gleich um die Anwerbung als Reserveoffiziersanwärter, monatelang, ich argumentierte öffentlich gegen militärische Strukturen. Ich schrieb Texte über Generäle, die ich veralberte. Beim Zusammenstellen meines Buches *Trotzig lächeln und das Weltall streicheln. Mein Leben in Geschichten* wurde mir kürzlich wieder bewusst, wo überall das Erlebnis Armee mit drinsteckt. Wie ich das sehr widersprüchlich kompensiere. Wenn ich als Grenzer aber geschossen hätte, beziehungsweise der Soldat neben mir, wäre es eine ganz andere Situation. Ich trüge eine reale Schuld oder Mitschuld. Ich weiß nicht, wie ich damit umgegangen wäre.

Das Gespräch führte
August Modersohn



Lutz Rathenow

1952 in Jena geboren, gründete Rathenow dort während seines Studiums den Arbeitskreis Literatur und Lyrik. Der Schriftsteller wurde bespitzelt, exmatrikuliert und zweimal verhaftet. Von 2011 bis 2021 war Rathenow sächsischer Beauftragter zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.

Illustration: Mirko Bosse für DIE ZEIT; Foto: Harald Wenzel-Orf/Kanon-Verlag

Hinweis der Redaktion

In der Ausgabe Nr. 7/24 schrieben wir über die Grenzsoldaten der DDR: »Ab 1971 wurden die Wehrpflichtigen gefragt, ob sie bereit sind, zu den Grenztruppen zu gehen. Wer das verneinte, wurde dort nicht eingesetzt.« Uns haben hierzu Leser nach den Quellen befragt. Im Urteil des Landgerichts Berlin vom 20. Januar 1992 (im Fall des ermordeten Chris Gueffroy) heißt es: »Dass jedoch generell alle zu den Grenztruppen eingezogenen Wehrpflichtigen vor Antritt des Grenzdienstes entsprechend [nach ihrer Bereitschaft zu schießen] befragt wurden«, beruhe auf glaubhaften Bekundungen mehrerer Zeugen. Ähnliches schreibt Hanno Siekmann in *Das Unrechtsbewusstsein der DDR-»Mauerschützen«*. Im MfS-Lexikon des Stasi-Unterlagen-Archivs steht: »Keinesfalls sollten Grenzsoldaten zum Einsatz kommen, die sich weigerten, auf Flüchtende zu schießen.« Dennoch wollen wir nicht in Abrede stellen, was uns mehrere frühere Grenzsoldaten nun geschildert haben: Sie seien nicht nach ihrer Bereitschaft gefragt worden. Wir möchten für diese Zuschriften danken und die Schilderungen nicht in Zweifel ziehen. Offenkundig sind einige Wehrpflichtige mit ihrem bevorstehenden Einsatz an der Grenze lediglich konfrontiert worden. Weil die Debatte viele berührt, wollen wir sie fortführen. Bitte melden Sie sich, wenn Sie dazu etwas beitragen wollen, unter osten@zeit.de.